

»Und erlöse uns von dem Bösen«

Es gibt das Böse, dessen Autor oder zumindest Koautor man ist und aus dessen Gefangenschaft man sich doch nicht selber befreien kann. Dazu gehört etwa die Schuld, etwas nicht zu wissen und zu bemerken. Von den größten Verbrechen gegen die Juden mögen in der Nazizeit nur wenige gewusst haben. Aber dieses Nicht-Wissen kam auch zustande, indem man sich weigerte, die Ersichtlichkeiten zur Kenntnis zu nehmen. Den Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte konnten alle lesen. Man konnte lesen, dass Juden ihre Fahrräder, Musikinstrumente und Haustiere verboten waren und dass sie nicht auf öffentlichen Parkbänken sitzen durften. Man hat die antijüdischen Klischees in den christlichen Predigten gehört, und weil man dagegen nicht protestiert hat, hat man sie bald nicht mehr wahrgenommen. »Wir haben nichts gewusst!« haben viele nach dem Krieg gesagt. Ja, es stimmt. Aber da erhebt sich die eigentliche Frage: Warum haben wir nichts gewusst? Es entstand ein Zustand der Verblendung, in dem die Wahrheit verloren war. Es gibt die »geheimen Sünden«, deren Autor wir sind und die doch vor uns selber verborgen sind.

Aber auch die, die nicht im unmittelbaren Sinn Autoren solcher Schuld sind, leben oft unter dem nur schwer erkennbaren Horizont des Bösen. Sie sind darin eingeschlossen, und es ist schwer, sich daraus zu befreien. Den Begriff Erbsünde finde ich immer noch zutreffend für diesen Zustand. Menschen haben einen Zusammenhang von Blindheit, Unwissen und Schuld geerbt, unter dem sie schuldlose Schuldige sind. Sie leben unter einem solchen Ausmaß an Dummheit, dass sie nicht aus ihr heraustreten und sich selber erkennen können. Fast nie kommt das Böse als reine Bosheit. Es kommt unter Masken, hinter denen alle ethischen Wahrheiten verloren gegangen sind. Es kommt mit einer verrückten Logik. Die KZ-Ärzte töteten nicht einfach und wussten sich als Mörder. Töten fassten sie als eine andere Art des Heilens auf. Sie trugen dazu weiße Kittel wie am Krankenbett. Es gibt logisch-systematische Wahnvorstellungen, die eine große Überzeugungskraft haben. Es gibt andere Fälle einer verrückt gewordenen Logik. Ich zähle dazu die Logik der Aufrüstung; den Zwang, sich unverwundbar zu machen; den Glauben daran, dass Stärke und Gewalt die eigentlichen Lebensgarantien sind. Erlöse uns von unserer eigenen verrückt gewordenen Logik!

Manchmal können nur große Katastrophen aus solchen Zusammenhängen der Schuld retten. Aber oft ist auch die Katastrophe eine schlechte

Lehrmeisterin. »Erlöse uns von dem Bösen!« Es ist der Schrei nach Befreiung von sich selber. Es ist der Wunsch, die fatalen Zusammenhänge zu durchbrechen und das Gewissen neu zu lernen. Das Gebet lehrt uns wenigstens den Gedanken, dass wir in Dummheit und Bosheit verwickelt sein könnten, die wir selber noch kaum erkennen; die vielleicht erst unsere Kinder und Enkel erkennen. Dieser Gedanke könnte uns nachdenklich und skeptisch uns selber gegenüber machen. Vielleicht könnte der Gedanke uns Furcht und Zittern lehren vor der zukünftigen Frage unserer Enkel und Kinder: Wo warst du damals, mein Vater? Wo warst Du, meine Großmutter?

Gibt es »das Böse«? Manchmal stockt einem der Atem vor besonderen Konzentrationen der Bosheit. Ich denke an die Engländerin, die 5 Kinder ermordet hat. Sie hat die letzten Schreie eines ihrer Opfer auf Tonband aufgenommen und diese den Eltern des Kindes vorgespielt. Ich lese das Gutachten über die Herstellung von Speziallastwagen, in denen zunächst die Opfer der Nazis vergast werden sollten. Ich lese, wie die Ingenieure von Stückgut sprechen. Damit sind Menschen gemeint. Ich lese, wie sie von der Betriebsdauer sprechen. Damit ist die Zeit des Erstickens dieser Menschen gemeint. Sie haben die Sprache in diesen neutralen Ausdrücken tränenfrei gemacht. Das Böse hat diese Menschen ergriffen. Wie soll man es anders nennen? Wie verständlich der Schrei: »Erlöse uns von dem Bösen!«

Gewöhnlich aber kommt »das Böse« in kleinen Schritten, es kommt banal und kläglich daher – als Verweigerung, als Feigheit, als Dummheit, als Angst, als Gier, als Selbstverliebtheit, als Fühllosigkeit. Dieses verstehbare Böse kann sich allerdings zu Zeiten bündeln wie die Farben des Spektrums zum weißen Licht des abgründig Bösen. Das Gebet um die Erlösung von der eigenen Bosheit ist das Eingeständnis, dass wir nicht jeder Zeit Meister unserer Selbst sind und dass wir verfangen sind in Bosheitsgeflechten, aus denen wir uns kaum befreien können.

»Erlöse uns von dem Bösen!« Die Bitte des Vaterunsers ist die Nachbarin der anderen Bitte: »Vergib uns unsere Schuld.« Vom Bösen erlöst zu werden ist auch die Bitte um die Befreiung von der eigenen verspielten Vergangenheit. Würde und Mut gehören dazu, sich selbst als Schuldigen zu sehen und zu bekennen. Würde: je mehr ich mich selbst als Subjekt verstehe, um so weniger kann ich meine eigene Bosheit als Nebensächlichkeit oder als Panne erklären. Nach dem Krieg hat man sich oft die eigene Subjektivität abgesprochen; man hat sich selber in eine hilfreiche Nichtigkeit hineindefiniert, nur um der eigenen Schuld auszuweichen. Man hat sich als Rädchen im Ganzen definiert; als einen, der nur gehorcht hat und nichts machen konnte. Es ist schwer, die eigene Bosheit zu erkennen und nicht in Panik zu geraten. So erklärt man sich lieber krank, unzurechnungsfähig und zu einem Nichts, als zur eigenen Schuld zu stehen. Es gehört Mut zu dem Geständnis: Ich bin der Mensch! Vielleicht gehört wirklicher Glaube an Gott dazu, zur eigenen Schuld zu stehen und zu wissen, dass das Geständnis einen nicht ver-

nichtet. Man liefert sich aus, und man macht sich treffbar im Geständnis. Man begibt sich in die Hand von anderen, in die Hand von Menschen oder in die Hand Gottes.

Es gibt Dinge, über die man nicht Herr und Meister ist. Man kann sich selber nicht schön finden, bevor uns einer schön gefunden hat. Man kann sich selber nicht lieben, bevor nicht einer uns geliebt hat. Man kann sich selber nicht vergeben, bevor nicht einer uns vergeben hat. Je geistiger ein Wesen ist, desto bedürftiger ist es. Der Liebe und der Vergebung zu bedürfen, ist nicht unser Makel, sondern unsere Freiheit. »Erlöse uns von dem Bösen!« heißt: »Tue, was ich nicht tun kann! Reiß mich heraus aus meiner verspielten Vergangenheit. Gib mir ein neues Herz und einen neuen Geist!« In unserer kirchlichen Vergangenheit haben wir Wörter wie Sünde, Schuld, Buße und Vergebung lange als Begriffe gebraucht, die den Menschen demütigten und klein machten. So verstößt man sie oft aus dem Sprachgebrauch der Gegenwart. Damit ist nichts getan. Wir müssen die Sprache retten, die zur Würde und zur Größe des Menschen gehört. Wir müssen sie für unsere Schüler und Schülerinnen retten. Unsere Gefahr in der säkularen Schule ist nicht, dass wir wie früher Kinder mit theologischen Begriffen demütigen. Unsere Gefahr ist, dass wir unsere eigene Lehre so »niederschwellig« (Das Unwort der letzten Jahre!) machen, dass alle Anstößigkeit daraus verschwunden ist, damit allerdings auch aller Ernst.

»Erlöse uns vor dem Bösen!« Vielleicht hat es jener Schwarze gerufen, als er von Terrorbanden gejagt gegen eine Glastür rannte und verblutete. Er wurde nicht erhört. Er starb an seinen Wunden. Ich kann mich nicht damit trösten, dass er auf eine andere und höhere Weise erhört wurde. Ich kann mich nicht mit dem Gedanken trösten, dass Gott irgendwann gut macht, was dem Schwarzen hier angetan wurde. Vergossenes Blut ist nicht wiedergutzumachen. Es schändet die Erde, die es getrunken hat. Es schändet Gott. Gott erhört unsere Gebete nicht. Wir beten um die Vermeidung von Krieg, aber er kommt. Wir bitten, dass das krebskranke Kind vom Tod verschont wird, aber es stirbt. Wir beten darum, dass den Profiteuren das Handwerk gelegt wird, aber das 15jährige Mädchen in Honduras, das für ein paar Dollar 13 Stunden am Tage arbeiten muss, wird von seiner Qual nicht befreit. Die Profiteure haben weder eine schlechte Verdauung noch ein schlechtes Gewissen. Sie hören Mozart und spielen mit ihren Kindern.

Erlöst Gott von dem Bösen? Vielleicht gibt es hier und da Gebetserhörungen, und ich will nichts sagen gegen das, was Menschen als solche interpretieren. Die Frage aber nach den gewöhnlich unerhörten Gebeten wird dadurch nur noch schärfer, die Frage des Psalms: Warum schläfst du, Gott? Ich schreibe dies nicht in theologischem Leichtsin. Viel lieber würde ich einstimmen in die allgemeine Erklärung, die die Risse wieder kittet: Gott hat trotz allem die Zügel in der Hand und lenkt alles auf seine höhere Weise zum Guten. Ich möchte eine Erklärung, einen Trost, und ich finde keinen. Vielleicht kann man erst ernsthaft anfangen, über das

Beten und über die Vaterunserbitte zu sprechen, wenn man die Vertröstungen aufgegeben hat.

Warum bete ich dennoch: Erlöse uns von dem Bösen! Ich widerspreche damit der einfachen Feststellung, die ich getroffen habe: Gott erhört keine Gebete. Die Bergung der Opfer ist mir wichtiger als meine Widerspruchsfreiheit. Ich kann es mir nicht erlauben, auf den alten Schrei zu verzichten: »Erlöse uns vor dem Bösen!« Weil ich die Opfer nicht Opfer sein lassen kann, darum bete ich für sie (und für mich). Darum hoffe ich für sie (und für mich). Darum gehe ich eine Wette ein: Nichts fällt endgültig in eisige Abgründe, und keine Träne ist umsonst geweint. Ich wette gegen mich selbst und gegen meine eigene Hoffnungslosigkeit. Ich widerspreche nicht mit der Sprache der Argumente. Ich widerspreche, indem ich bete. Behaupten kann ich nicht, dass keiner verloren geht. Aber beten kann ich: Du lässt keinen verloren gehen. Behaupten kann ich nicht: es wird eine Stadt kommen, aus der die Seufzer geflohen sind. Aber beten kann ich: Du wirst alle Tränen abwischen. Das Gebet ist die Sprache, die aufs Ganze geht.

Es gibt Sachverhalte, die sich nicht durch ihre Erfolge ausweisen können und rechtfertigen lassen. Es sind meistens die köstlichsten – ein Kuss zum Beispiel, eine Umarmung, die Blumen, die ich für meine Geliebte pflücke, die Lieder, die Musik, die mich entzücken. Wollte ich sie durch ihre Effizienz rechtfertigen, so würde ich ihren Geist verfehlen. Zu diesen köstlichen Nutzlosigkeiten gehört das Gebet. Es hat keine Zwecke. Allein schon deswegen ist es mir lieb in einer funktionalistischen Gesellschaft. Es ist allerdings darum auch so schwer, über das Gebet zu reden. Was einen Effekt hat, das kann man leicht einsichtig machen und empfehlen. Das Gebet rechtfertigt sich nicht dadurch, dass es möglicherweise erhört wird, und darum höre ich auch nicht auf zu beten, nur weil ich nicht erhört werde. Im Gebet stürze ich mich mit allen Schmerzen und allem Jubel, mit allen Wünschen und mit meinen Klagen in den Grund der Welt. Ich breite mich vor Gott aus, und ich werde Mensch, indem ich nicht stumm bleibe. Ich will nichts, ich rechtfertige nichts, ich bezwecke nichts, ich beabsichtige nichts, ich bin vor Gott. Man glaubt nicht, indem man Argumente für den Glauben sammelt; man glaubt nicht, indem man Sätze für wahr und richtig hält. Man glaubt, indem man betet. Auch der letzte Schrei der Verzweiflung lebt vom Glauben, dass der Grund der Welt Sprache und Gehör ist. Es kommt nicht darauf an, es für richtig zu halten zu beten; es kommt darauf an, den Akt des Betens als eine Schönheit zu entdecken. Es ist schön, nicht in stummer Verkrümmung zu leben, sondern in Klagen, Seufzern, Schreien Gott zu bedrängen, Gott zu werden. Es ist schön, in Dank und Jubel, den Glanz der Welt sichtbar zu machen und dem Leben vorauszuspringen. Die Kühnheit ist schön, im Angesicht Gottes nichts ungesagt zu lassen.

Viele, die Religion lehren, ob in der Schule oder im Konfirmandenunterricht, können selber nicht mehr beten, oder sie können es nur noch, wenn sie mit anderen zusammen sind. Wenn wir selber nicht mehr beten kön-

nen, sollen wir wenigstens lehren, was wir selber nicht können. Ich habe vor kurzem eine ehemalige Theologiestudentin getroffen, die kurz vor ihrem Examen ihr Studium abgebrochen hat und aus der Kirche ausgetreten ist. Sie erzählte von sich; sie sagte, dass sie jetzt drei Kinder habe; dann verschämt: »Du wirst es nicht glauben: ich bete mit meinen Kindern und erzähle ihnen biblische Geschichten. Ich weiß nicht, ob ich selber an Gott glaube. Aber die Kinder brauchen doch nicht nur Brot und Kleider.« Ich fand diese Frau von einer wundervollen Inkonsequenz. Sie bestand nicht auf der eigenen magersüchtigen Redlichkeit, sondern ließ sich von den Kindern den Mund öffnen für eine Sprache, die kaum noch die ihre war. Die Kinder lehrten sie beten. Was ist daran falsch? Nur dem kann dies falsch sein, der unbedingt Meister seiner selbst sein will und der über sich selber nicht hinausdenken kann.

Man kann aus zwei Gründen etwas lehren – einmal, weil man etwas kann, beherrscht und liebt und weil man weitergeben will, was man selber liebt. Man kann aber auch etwas lehren, was man selber vermisst, aber möchte, dass andere können, was einem selber abhanden gekommen ist. Man kann aus einer Verwundung heraus ein guter Lehrer oder eine gute Lehrerin sein. Nur wo man etwas nicht kann und nichts mehr bei sich selber vermisst, da kann man auch nicht lehren. Wir haben jedenfalls, wo wir Lehrer sind, kein Recht, unser Unvermögen zum Maßstab unserer Lehre zu machen.

In Erich Kästners Buch »Das doppelte Lottchen« gibt es gegen Ende folgende Szene: Die Eltern der Zwillinge lebten getrennt. Die List der beiden Mädchen hat sie wieder zusammengebracht. In einem Gespräch überlegen sie, ob sie dem Wunsch der Kinder folgen und zusammenbleiben können. Diese warten während des Gesprächs vor der Tür, und eines sagt zum anderen: Wenn wir jetzt doch beten könnten! Aber es fällt ihnen kein Gebet mehr ein – außer dem einen: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast!« Damit hatten sie noch eine letzte Erinnerung an die große Sprache der Wünsche, die ausgreift bis ins Land des Gelingens und die in störrischem Trotz mehr verlangt, als die Gegenwart bietet. Was ist, wenn diese Sprache verstummt? Wenn die große Sprache verloren ist, dann werden vielleicht auch bald die Wünsche verblassen, und die pure Gegenwart hat ihren Triumph.

Prof. Dr. *Fulbert Steffensky* ist emeritierter Professor für Religionspädagogik und Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg.